
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 188 Bydgoszcz, 19. August Bromberg 1939

B. Gerde

Das graue Gitter.

Lebensroman eines deutschen Mädchens in China.

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Gegen Abend ließ die Hitze des Tages nach. Mr. Wyatt hatte es sich eben am rückwärtigen Teil der Dschunke bequem gemacht, als sich ein Segel im Süden zeigte, das rasch näher kam.

„Eine Dschunke aus Putschou", zeigte Seutschan. „Man erkennt sie an dem Segel. Sie besitzt einen Motor, um durch die Lungmönn-Schlucht stromauf zu fahren. Wenn du willst, können wir ihr Geld bieten, damit sie uns ein Tau zuwerfen. Wir ersparen viele Stunden. In der Nacht flaut der Wind ab, und mit den Stoßstangen kommen wir nur langsam vorwärts."

Die chinesischen Bootsleute begannen über den Fluß zu rufen.

Die fremde Dschunke lenkte näher heran. Auf ihrem rückwärtigen Teil stand ein Europäer in braunem Khakihemd und einem dunklen Tropenhelm.

Jetzt trennten nur noch mehr hundert Meter die beiden Schiffe. Mr. Wyatt erkannte in dem Manne auf der Dschunke Wolf Hessenkamp.

Was hatte dieser chinesische Comprador gesagt? Die Dschunke würde zehn Stunden Vorsprung bekommen. In Mr. Wyatt begann es zu kochen. Sollten alle seine Mühen vergebens sein? Sollte alles durch diesen Fremden zerstört werden, was für ihn der Inhalt seines Lebens, mehr, Gesundheit und das Leben selbst bedeutete.

„Hundert Dollar für dich und den Anführer, wenn ihr diese Dschunke in den Grund bohrt", rief Mr. Wyatt dem Gesindel zu, das Seutschan aufgenommen hatte.

Die Leute ließen es sich nicht zweimal sagen. Raub und Mordlust sprühte aus ihren geschlitzten Augen. Der Steuermann lenkte die Dschunke gegen das andere Schiff, bevor es noch ausweichen konnte.

Drüben hatte man jetzt die Notlage erkannt. Zum Ausweichen war es fast zu spät. Eine Wendung konnte nur das ärgste verhindern.

Aus dem Inneren der fremden Dschunke stürzten plötzlich Leute an Deck. Soldaten. Zehn, zwanzig, dreißig, immer noch mehr.

„Wir sind verloren", schrie Seutschan, „es ist eine Dschunke der amerikanischen Mission in Putschou. Man hat ihr Soldaten als Bedeckung mitgegeben."

Nun krachten auch schon die ersten Schüsse. Einer von den Botsleuten auf der Missionsdschunke hatte eine Fackel in Benzin getaucht und angezündet. Dann flog sie in das Mattensegel, knapp an Mr. Wyatt vorbei, der sich platt auf die Planken geworfen hatte.

Ein Dutzend Soldaten war herübergesprungen und begann rücksichtslos auf die Räuber loszufeuern. Wer im Wege stand, wurde mit dem Säbel niedergeschlagen und in die gelben Fluten des Hoangho geworfen. Nun brannte die Dschunke von allen Seiten.

Mr. Wyatt sprang in das Wasser und begann auf englisch um Hilfe zu rufen. Neben ihm trieben zwei Tote, die das Wasser ringsum blutig färbten.

Die leuchtende Fackel auf dem Flusse begann sich zur Seite zu legen und verschwand aufzischend in der Flut. Neben Mr. Wyatt trieb auf einmal der chinesische Comprador. Er klammerte sich an ein Stück Holz, das sich von der untergegangenen Dschunke losgelöst hatte. Mr. Wyatt schwamm auf das Holz zu.

„Es trägt uns nicht beide", rief Seutschan. „Lassen Sie los."

„Laß du los, du Lump!" brüllte Mr. Wyatt zurück, und versuchte, sich mit aller Gewalt an das Holz zu klammern.

„Weißer Teufel", schimpfte der Chinese und versuchte, aus seiner Hosentasche den Dolch zu ziehen. Dann brachte er seinen Arm überm Wasser zum Vorschein.

Mr. Wyatt sah das glitzernde Stahl vor sich. In seiner Todesangst ließ er los. Auf einmal spürte er, wie ihn eine Hand am Genick packte.

Die fremde Dschunke war herangekommen, vier kräftige Arme zogen Mr. Wyatt aus dem Wasser, einige Sekunden später den Chinesen. Vorderhand hatte niemand Zeit, sich um die beiden triefenden Gestalten zu kümmern.

Wolf Hessenkamp hatte den Soldaten Auftrag gegeben, soviel als möglich von den im Wasser Treibenden zu bergen. Die rasch zunehmende Dunkelheit machte jedes weitere Rettungswerk unmöglich.

Den Angriff verdanken wir also Ihnen?" sagte Wolf Hessenkamp nach einer Weile. Die Chinesen hatten an Deck ein Feuer entfacht und den Teekessel darüber aufgehängt.

„Sie haben meine Dschunke in Brand stecken lassen", erwiderte Mr. Wyatt. „Sie war mit Medikamenten für Suijuan geladen."

„Das hätten Sie früher bedenken sollen", sagte Wolf Hessenkamp. „Ich denke, wenn wir im Wasser gelegen wären, Sie hätten uns nicht so glimpflich behandelt. Ich werde Ihnen von den Soldaten trockene Kleider geben lassen. Am Ende verkühlen Sie sich noch."

Mr. Wyatt gab keine Antwort und starrte finster vor sich hin.

„Wir sind nämlich auch mit Medikamenten unterwegs", sagte Wolf Hessenkamp nach einer Weile. „Sie kommen von der amerikanischen Mission. Glauben Sie, daß die Bahnlinie von Bauto nach Suijuan in Ordnung ist?"

„Man hat es mir so versichert", gab Mr. Wyatt zur Antwort. „Man hat mir zwei Waggons in Bauto versprochen."

„Gut, daß Sie wenigstens zu etwas Nütze sind", lachte Wolf Hessenkamp. „Diese zwei Waggons werden wir natürlich für uns beschlagnahmen. Hoffentlich werden Ihre Kleider bald an unserem Feuer trocknen. In diesem

Räuberzivil wird man Sie noch für einen chinesischen Piraten halten. Für alle Fälle habe ich mir erlaubt, aus Ihren Kleidern den belgischen Revolver herauszunehmen. Ich fürchte, Sie haben schon zu lange unter chinesischen Räubern gelebt, um nicht ein wenig angesteckt worden zu sein."

Wolf Hessenkamp mußte später wohl oder übel Mr. Wyatt Platz in seiner eigenen Kammer anbieten. Der Raum auf der Dschunke war beschränkt. „Wirklich eine komische Situation", sagte Wolf Hessenkamp. Das hätte ich mir vor wenigen Tagen in Tsingtau nicht träumen lassen.. Was haben Sie eigentlich in Suijuan vor?"

„Dasselbe wie Sie!" gab Mr. Wyatt brummig zur Antwort und drehte sich auf seiner Bank zur Seite.

*

Die letzten Züge hatten Bauto verlassen. Für die Zurückgebliebenen war die Stadt eine Insel geworden, von der keine Brücke mehr in sicheres Land zu führen schien, in ein Land, das von der Pest noch nicht berührt worden war.

„Nur über den Fluß können wir noch zurück!" sagte Seutschan. „Wenn wir uns mit einem Zug nach Suijuan durchschlagen, sind wir abgeschnitten!"

„Laß das Jammern!" fuhr ihn Mr. Wyatt an. „Frage lieber am Bahnhof, ob wir noch Hoffnung auf einen Zug haben."

Am Nachmittag kam die Nachricht, daß doch noch ein Zug in Richtung Suijuan abgelassen würde. Wie ein Blitz schlug die Nachricht in der Stadt ein. Man hoffte, von dort weiter nach Kalgan zu gelangen. Offenbar war noch nicht bekannt, daß die Strecke zwischen Suijuan und Kalgan unterbrochen war. Wer noch aus Bauto fortkommen wollte, war in wilder Hast auf dem Wege zum Bahnhof.

Zwischen Mr. Wyatt und Wolf Hessenkamp waren nicht viele Worte gewechselt worden. Wenn der eine dem anderen etwas zu sagen hatte, wandten sie sich an den Comprador.

Eine unübersehbare Menschenmenge zog sich vom Bahnhof aus die Gleise entlang. Wolf Hessenkamp schaffte sich rücksichtslos Platz für den Lastwagen mit den Medikamenten der amerikanischen Mission. Die Luft war mit einer fiebernden Unruhe gefüllt. Alles schrie und brüllte durcheinander.

Endloses Warten!

Kein Zug stand in der Station.

„Der Zug wird erst aus Suijuan erwartet", sagte Seutschan.

Die Chinesen legten sich auf die Schienen. Immer wieder erhob sich grenzenlose Angst in ihren Gesichtern. Viele waren offensichtlich schon krank.

Da plötzlich — von der Bahnstrecke kam ein fernes Murmeln, das von Mund zu Mund weiter getragen immer stärker wurde.

Als es Wolf Hessenkamp erreichte, entlud es sich im gewaltigen Freudengeheul:

„Der Zug kommt!"

Wolf Hessenkamp konnte gerade noch die Rauchfahne der näher kommenden Lokomotive sehen, dann wurde er von der rasenden Menge erfaßt und in die Stationshalle gepreßt. Von allen Seiten drängten die Menschenmassen nach vorne. Ein Sturm ergoß sich auf den Zug, der auf offener Strecke vor der Station halten mußte. Die wenigne Soldaten des Gouverneurs konnten chts ausrichten. Schließlich hätte es nicht einmal etwas genützt, wenn sie in die Menge geschossen hätten. Man ließ die Massen gewähren, die von allen Seiten den Zug stürmten.

Wolf Hessenkamp war von der Seite des chinesischen Comprадors gerissen worden. Mr. Wyatt war unter dem ersten Haufen, der die Waggons erreichte.

Tausende Verzweifelte drängten nach. Wer immer das Geld zur Fahrt besaß, wollte der pestbedrohten Gegend entfliehen.

Die Plattformen waren in wenigen Minuten verstopft und verkeilt. Die Nachkommenden suchten durch die Fenster in das Innere der Waggons zu gelangen. Hunderte kletterten auf die Dächer. Wer einmal oben angekommen war, wehrte den Ansturm der Nachdrängenden mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln ab.

„Sie müssen mir einen Waggon mit den Kisten der amerikanischen Mission anhängen!" Wolf Hessenkamp hatte den Stationsvorstand an seinem weißen Kaftan gepackt. „Sie müssen es, ich habe einen Befehl der Regierung."

Der Mann hob in seiner Verzweiflung beide Arme. „Sie sehen doch selbst . . . ich kann nicht einmal die Lokomotive an die Spitze des Zuges hängen."

Mit einem Male zerriß ein gellender Pfeifenton die Luft. Schwerfällig setzte sich der Zug nach rückwärts fahrend in Bewegung. Die Lokomotive schob den Zug verkehrt in der Richtung auf Suijuan.

Viele Chinesen gaben auch jetzt noch den Kampf nicht auf. Sie sprangen auf die Puffer und Trittbretter, klammerten sich außen an die Türgriffe, sogar an die Fensterrahmen. Viele wurden weggestoßen, verloren ihren Halt und rollten unter die Waggons, wo sie von den Rädern zermalmt wurden, andere blieben neben dem Gleis liegen.

Wolf Hessenkamp blickte dem immer schneller fahrenden Zuge nach. „Ist Aussicht auf einen anderen Zug?"

Der Chinese zuckte die Achseln. „Der letzte Zug aus Bautu!"

Wolf Hessenkamp hatte bis zwei Uhr nachmittags ein Lastauto aufgetrieben. In einer Stunde war er mit seinen Kisten beladen.

„Wohin willst du fahren?" wollte der Lenker wissen.

„Nach Suijuan."

„Unmöglich Herr, nach Suijuan gibt es keine Straße, auf der wir mit dem schweren Wagen fahren können."

Wolf Hessenkamp lachte auf.

„Ich werde dir meine eigene Straße zeigen", sagte er. Dann steckte er den Maßstab wieder ein, mit dem er mehrmals die Spurweite der Autorräder abgemessen hatte.

Vor dem Bahnhof von Bautu ging der Weg über die Gleise. Auf dieser Übersetzung ließ Wolf Hessenkamp halt machen.

„Reifen abnehmen", lautete der Befehl. Jetzt ging dem braven Chinesen ein Licht auf. Mit vereinten Kräften schraubten sie den Lastwagen hoch und montierten die Reifen ab. Dann kurbelte Wolf Hessenkamp den Motor an und lenkte den Wagen vorsichtig auf die Schienen.

Wenige Minuten später stand das Lastauto mit seinen vier Felgen sicher auf den Schienen. Der chinesische Lenker ließ den Wagen zur Sicherheit einige Male nach vorwärts und rückwärts rollen.

„Es geht besser, als ich es gedacht hatte", frohlockte Wolf Hessenkamp", jetzt kann die Reise losgehen."

Immer wieder wurden sie von den Flüchtenden aufgehalten, welche die Schienen als Straße benutzten. Sie waren mit ihrem Hab und Gut beladen, gegen Abend lagerten sie sich auf den Bahndamm. Sie lagen in dichten Reihen zwischen den Schienen, ihre Betten bestanden aus alten Lumpen, abgetragenen Kleidern und geflickten Steppdecken.

Wolf Hessenkamp mußte den Scheinwerfer anstellen, um nicht die müden Flüchtlinge zu überfahren. Manche schliefen in ihrer Erschöpfung so tief und fest, daß sie weder durch Hupen noch durch lautes Schreien aufzuwecken waren. Andere lagen wie tot da. Es waren wirklich Tote! Die Krankheit hatte sie unterwegs weggerafft. Wieder andere waren verhungert. Sie besaßen nicht einmal mehr eine Handvoll Reis, um ihr Leben zu fristen.

Ein Mann half Wolf Hessenkamp bei einer Stelle die Schlafenden aufzuscheuchen. Er hatte Bautu vor drei Tagen verlassen, mit seiner Frau und drei Kindern. Seine Frau und seine Kinder waren bereits gestorben. Tränen strömten über sein bärtiges Gesicht, als er dies erzählte. Eine Strohmatte war alles, was er noch besaß.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Mann von Phönixstadt.

Erzählung von Fritz Knöller.

Hoch in den Rocky Mountains liegt eine große Stadt, Britisch Kolumbien und die Vereinigten Staaten nähern sich hier auf einsamen Straßen, und die Stadt liegt in Kolumbien.

Vor vielen Jahren hatte man hier Gold entdeckt. Das lag in Kupfer und Stein gebettet. Und die Abenteurer nahmen ihre Hacke, liefen in die Rocky Mountains und errichteten eine Stadt; die nannten sie Phönixstadt.

Viel Gold fand man nicht. Phönixstadt wurde allmählich verlassen. Schon wagten sich Bären und Wölfe in die Straßen hinein, als ein Mann nach Phönixstadt kam, der königliche Order brachte: Krieg sei ausgebrochen und das Kupfer schnellstens aus dem Berg zu holen.

Bald stieg Kupfer auf die Höhe des Silberkurses, die Zahl der Einwohner schwoll auf hunderttausend. Mitten in den Hochglanz drahtete man Frieden. Das Geschäft war aus. Die Abenteurer nahmen ihre Hacke und ritten weg auf andere Felder.

Nur einer blieb, Goldwäscher John, der beim ersten Spatenstich dabei gewesen war. Was ihn hielt, wußte man nicht. Man liebt kaum eine Stadt, in der man nur notdürftig zuhause ist, in der man mit dem Schießprügel in der Hand gegen Menschen und Tiere sich verteidigen muß, um schließlich zu verenden oder sich mit einem Klumpen Gold davonzuschlagen. Sehr schneidig geht der Wind auf dieser verdammten Höhe bis auf die paar Wochen, in denen einen die Hitze dengelt. Phönixstadt liegt viertausend Meter hoch.

Tag für Tag stand der alte John um fünf Uhr auf, trank eine schwarze Brühe und kaute Zwieback dazu. Dann zertrat er das Feuer, klebte einen Priem hinter die Zähne, hing die Knarre über den Buckel, nahm einen Stecken in die Faust und verrammelte die Tür mit einer Eisenstange. John kannte die Stellen genau, wo das Sieben noch lohnte. Kupfer hatte er nie gebohrt, er war Goldwäscher geblieben.

Gegen elf räumte John zusammen, lief in die verlassene Bar, wetterte den Prügel auf den Schenktisch und rief: „Holla, Bob, einen Kümmel!“ Dann trabte er hinter den Tisch und pflanzte sich auf wie der schmierige Bob: „Einfach oder doppelt?“ — „Doppelt, Junge!“ Und John besorgte sich einen Doppelten und je nach der Kälte zwei bis drei Whiskys. Auf der Straße verwichste er die wilden Hunde, wuchtete er den Sauen seinen Prügel vor den Schädel; auch die Wölfe lernten ihn achten. Es war wirklich kein Vergnügen, umprasselt von Sand, Regen und Schnee durch die Straßen zu ziehen, wo die Baracken sich lendenlahm neigten und die Fensterläden im Winde krakeelten.

John stapfte nach der Kirche, um zu läuten. Jetzt wußte Phönixstadt, daß Mittag war, auch die Tiere wußten es, die verdammten, die ihre Schnauze immer tiefer in die Straße steckten, und der Wald, der sich nicht aufhalten ließ und Quartier bezog, und der Wind auf den Felsen, der sich noch weniger aufhalten ließ und Quartiere fegte.

Alles konnte John nicht aufhalten, doch seine Budike, die Kirche, die Bar und das Kino flickte er mit Schotter, Holz und Moos. Denn einmal wird der Tag kommen, wo man, John wußte es, die Tiere samt dem Wald aus den Straßen haut; den Wind freilich und den Sand kann man nicht an die Rocky Mountains schmieden.

Nach dem Mittagsmahl zog John wieder auf, schwemmte und siebte und lauschte, ob da wirklich Stimmen waren oder nur der Wind vom Felsen maulte. Um sieben machte er Feierabend, wusch sich, bürstete die Glatze, hängte sich einen Schlips vor. John hielt was auf sich; denn einmal wird Phönixstadt — John wußte Bescheid.

Im Kino stand immer noch der Streifen, wo ein Herr in Lackschuhen und Bügelfalten vor einem Mädel kniet. John strich ein Hölzchen an, konnte alles sehen, klein zwar, aber es genügte.

John sackte auf seine Matratze, die dünn war und schmierig wie eine Pfanne und wo die Felle einen großen Dienst taten und die Knarre auch, die man bei sich hatte zur rechten Hand. Patronen freilich waren rar, doch die konnte er tauschen bei Trappern gegen Gold. John schlief und war halb wach dabei, und auch der Wind schlief und war halb wach dabei.

Sonntags fettete John die Glatze ein und nahm die Straße zur Kirche, die Knarre auf dem Buckel, den Prügel in die Faust. Ein Hase glotzte vielleicht, wenn er den Riegel vom hölzernen Tor schob und ins Kirchenschiff trabte, wo die Spatzen nisteten. Vor der Kanzel, die ein Baumklotz stützte, lüftete John die Mütze: „Herr Pfarrer, darf ersuchen?“ John stapfte die Treppe hinauf; John war kein großer Redner.

Mittags dann, wenn der Himmel blau und sauber war, krabbelte der alte John auf einen Felsen, den er „Good-by“ hieß. Da konnte er die Straße hinabsehen, die Stümpfe der Telephonstangen entlang. Von dort würden sie kommen und einer hier „good-by!“ schreien, mochte der Wind auch zornig blasen.

Frühling war, der eilige Frühling der Rocky Mountains; bald würde die Sonne rot und hart werden wie die Felsen und das Kupfer, das im Bauch der Rocky Mountains lag. Sonntag war, und der Himmel blähte sich in seinem Glanze. Die Hand über den Augen, konnte man gar tief in die Berge sehen, nach den Kuppen, die fern und verlassen die Ebene durchsetzten.

Als John auf der Matratze lag, war die Luft noch weich draußen, und ein Vogel pfiff. In dieser Nacht, wo die Tiere schnuppernd auf die Plätze kamen, leistete sich der alte Jonny einen Traum: Ein Wolf kam gelaufen, in den Zähnen eine Rolle. Wie ein kluger Mensch las er königliche Order: Krieg sei ausgebrochen und das Kupfer schnellstens aus dem Berg zu holen.

Auf den Felsen kroch der John, wenn der Wind auch volle Backen nahm, und sie kamen zwischen Wald und Telegraphenstümpfen, hundert, tausend und weit mehr, und der Sand war schwarz von ihnen.

„Good-bye!“ schrie John. „Good-bye!“ brüllten sie, und jetzt schrie auch der Wind „good-bye!“ Die Tausend würden Latten nehmen und den Tieren vor die Schnauze dreschen und den Wald aus den Straßen hauen, die Axt würde die Stämme spalten, und die Häuser würden wiedererstehen, und die Kirche würde läuten, drei Glocken, hart aus Kupfer, und die Bar würde Schnäpse ausschenken, und das Bild, wo der Herr in Lackschuhen und Bügelfalten kniete, würde in Bewe-

Und bring uns Licht . . .

Du tiefster Nächte Morgenschein,
du Wende aller Dunkelstunden,
berühr uns all, daß wir gesunden.
Sieh, alle Darbenden und Wunden
sie harren lang, sie harren dein!

Wir kennen keine Tränen mehr,
wir knien stumm, die Hände fassen
den starren Stein am Rand der Gassen;
wir sind wie er von Gott verlassen,
wir sind erstarrt und arm wie er.

Und schiene nicht in schwarzer Not
dein unfaßbarer Glanz im Weiten,
und tönte nicht dein fernes Schreiten
durch diese wehen Trauerzeiten,
wir wären ganz gelöscht und tot.

Berühr uns heiliger Morgentau,
daß wir in deiner Milde linden,
daß unsre Augen all, die blinden,
den Weg hinaus ins Lichte finden
aus eignen Bannes ewigem Grau.

Doch wenn ein Herz im Frost zerbricht,
und wenn die starren Steine splittern:
In deines Frühlings Frühgewittern
laß uns Gebrochne einst erzittern;
und bring uns Licht, und bring uns Licht!

Alfred Fankhauser.

gung geraten, und der Schultheiß müßte dann im Rathaus aus der obersten Luke die Fahne heraushängen; denn Krieg war ausgebrochen und Kupfer schnellstens erwünscht.

Bergab, bergab! John mußte gleich unten sein, alle sehen, Bob, Tim und den Pfarrer. Noch einen verdammten Satz . . . Jonny wurde es finster vor den Augen, und er brüllte. Ob's die Wölfe in den Rocky Mountains hörten?

John lag steif auf der Matratze, die dünn und schmierig war wie eine Pfanne. Die Felle taten ihm keinen Dienst mehr, und vor Jonnys Tür standen Wölfe. Und Sonne, Regen, Schnee besetzten Phönixstadt, und der Wald, der sich nicht aus den Straßen hauen ließ, und die Tiere, denen man nicht vor die Schnauze dreschen konnte . . .

Venus von Ostia.

In der antiken Handelsstadt Ostia bei Rom werden unter der sachkundigen Leitung von Professor Calza die Ausgrabungen weiter gefördert.

Über die große architektonische Bedeutung des durch die Ausgrabungen aufgedeckten Häusertyps im antiken Ostia, über die fast modern wirkenden mehrstöckigen Häuser mit regelrechten Mietswohnungen, sowie über die mehrstöckigen sogenannten Speicher mit Höfen und umlaufenden Galerien ist in letzter Zeit häufig geschrieben und gesprochen worden. Die Ruinen von Ostia sind vor allem wegen ihrer weiträumigen Architektur bemerkenswert. Daß die aufgefundenen Skulpturen meist keinen besonders hohen künstlerischen Wert haben, ist aus dem Charakter dieser Stadt — als Handelshafen bei Rom — verständlich. Ein kultivierter Kunstgeschmack war dort im allgemeinen nicht sehr ausgeprägt.

Dagegen hat jetzt die antike Stadt eine Überraschung mit den freigelegten Fresken gebracht, die von dem „klassischen" Stil der pompejanischen Wandmalerei und der Fresken von Herculanum sehr verschieden sind. Es ist im wesentlichen ein starker, scharf beobachtender Naturalismus, ohne große Kompositionskunst, der dort vorherrschte. Man hat jetzt in den sogenannten „Haus der sieben Philosophen" Wandmalereien aufgefunden, die etwas völlig Neues darstellen. Schon deswegen verdienen sie ein ernstes kunstgeschichtliches Interesse. Die Gemälde zeigen nämlich den Ansatz eines eigenen römischen Freskenstils auf, der bis dahin von dem pompejanischen Stil abhängig war. In der „Taverne" dem Trinkraum des Hauses sind Gläser und Flaschen mit verblüffender Naturtreue gemalt. Ferner gibt es einen Baderaum in dieser Villa, in der eine Venus Anadyomene, eine aus dem Meer aufsteigende Venus dargestellt ist. Der unbekannte Maler beweist hier eine besondere Vertrautheit mit der Darstellung des Meeres. Die rosige Venus, von zwei Amoretten umgeben, die ihr bei der „Toilette" behilflich sind, erinnert schon an das ähnliche Motiv der Galathea auf den Meereswogen bei Raffael, wie er es in der römischen Villa Farnesina gestaltet hat.

Das Wasser, dem diese Venus in Ostia entsteigt, ist in seiner eigentümlichen Durchsichtigkeit gut beobachtet. Ohne jede Rücksicht auf die Komposition hat sich der Künstler in der Darstellung von riesigen tiefroten Krebsen, einer Menge von Fischen, sich schlängelnden weißgrünlichen Aalen, Meerschnecken, Seesternen usw. „ausgeschwelgt" (daß die lebendigen Krebse schon die tiefrote Farbe der toten tragen, ist dagegen eine naive Vorausnahme, die vielleicht aus Gründen einer größeren Farbigkeit vom Künstler gemalt wurde). Jedenfalls zeigt dieser Freskomaler von Ostia ein starkes dekoratives Talent. Überall an den Wänden des Baderaumes sind diese Meerestiere mit sichtlicher Freude, ihre besondere Eigenart zu schildern, dargestellt. Und es ist keineswegs etwa ein Stillleben, sondern reiches Bewegungsleben, was da auf den Wänden des Hauses in Freskomalerei zu sehen ist.

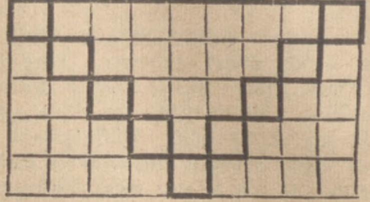
So ist durch die Ausgrabung ein ganz neuer, frischkräftiger realistischer römischer Dekorationsstil in der Hafenstadt Ostia entdeckt worden, von dem man bisher nichts gewußt hat.



Rätsel-Ecke



Tausch-Rätsel.



In die neun senkrechten Reihen sind folgende Wörter in gleicher Reihenfolge einzusetzen: Nacht, Niger, Kelle, Stein, Heber, Marne, Barke, Turon, Ahorn; sodann sollen durch Tausch der in den stark umgezogenen Feldern stehenden Buchstaben mit anderen neun neue Wörter gebildet werden. Die eingetauschten Buchstaben ergeben einen oft zitierten Ausspruch Goethes.

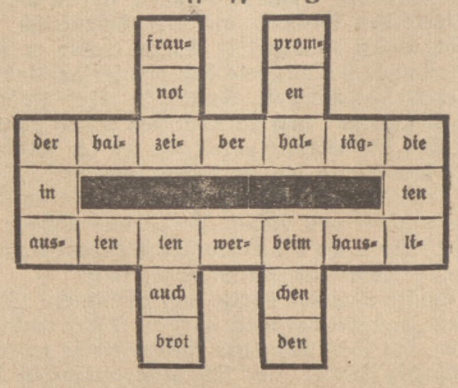
*

Viereck-Rätsel.

Die Wörter: Holzkohlen, Blumenbeet, Hildebrand, Aschbecher, Luftschiff, Manchester, Rosenkranz, Bleikammer, Bachstelze und Sommermode sind in ein Viereck von 10×10 Feldern so untereinanderzustellen, daß die von links oben nach rechts unten laufende Linie einen Zeitabschnitt ergibt.

*

Rösselsprung.



Auflösung der Rätsel aus Nr. 183

Rätsel: Unterseeboot.

*

Auflösung des Ausfüll-Rätsels:

A	A	C	H	E	N
A	U	S	T	E	R
R	O	G	G	E	N
S	C	H	U	L	D
S	P	R	O	S	S
D	A	M	A	S	T

= August.

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.